

Zwischen den Rissen

Ich sitze wieder am Fensterbrett, die Stirn gegen das kalte Glas gedrückt. Der Regen malt dünne Linien, als würde er die Welt in Stücke schneiden. So fühlt sich mein Leben an: geteilt in zwei Hälften, die nicht mehr zusammenpassen wollen.

Freitag ist immer der schlimmste Tag. Dann muss ich entscheiden, ob ich zu Mama will oder zu Papa, als würde ich mich selbst in zwei Richtungen zerreißen. Offiziell nennt man das „Wechselmodell“. Für mich ist es einfach nur das Gefühl, kein Zuhause mehr zu haben.

Ich habe zwei Häuser, aber keines davon gehört wirklich mir. Ein Zuhause, das waren einmal Menschen, die zusammen gekocht haben, gelacht haben, gestritten haben und trotzdem zusammengeblieben sind. Jetzt stehen da nur noch Wände. Und Wände können einen nicht halten.

In der Ecke meines Zimmers steht der unordentliche Koffer, halb offen, die Kleidung wie Gedanken, die herausfallen, weil ich sie nicht mehr sortieren kann.

Er reist jede Woche mit mir, hin und her, hin und zurück, wie ein stummer Zeuge meines Hin- und Hergerissenseins. Manchmal denke ich, der Koffer ist genauso heimatlos wie ich. Er hat keinen Ort, an den er gehört, also wird er einfach mitgeschleppt. Ein chaotischer Bauch voller Dinge, die überall und nirgends hinpassen.

Seit Papa gegangen ist, ist die Stille lauter geworden. Mama redet viel, zu viel manchmal, als wollte sie alle Risse mit Worten zukleben. Papa redet zu wenig, aber sein Schweigen fühlt sich an wie ein Raum ohne Fenster. Und ich hänge irgendwo dazwischen, wie eine Tür, die nie richtig zufällt.

Letzte Woche habe ich gedacht, dass es vielleicht leichter wäre, wenn ich einfach verschwinde, mich auflöse zwischen all den Wegen, die ich gehen muss. Aber dann war da dieser Moment heute in der Pause. Lea aus meiner Klasse klopfte mir auf die Schulter, ganz vorsichtig, als hätte sie Angst, ich könnte zerbrechen.

„Willst du mit mir spielen?“, fragte sie.

Nur ein einfacher Satz. Aber er war wie ein Lichtstrahl, der durch einen Riss in die Wand fällt. Nicht viel, wirklich nicht. Aber genug, um einen winzigen Schatten zu vertreiben.

Jetzt sitze ich wieder hier, beobachte die Tropfen und höre Mamas Schritte im Flur. Der Koffer steht bereit für morgen, halb gepackt, halb vergessen. Ich weiß nicht, ob ich zu Papa will oder zu Mama.

Ich weiß nicht, zu wem ich überhaupt gehöre. Vielleicht zu keinem von beiden. Vielleicht nur zu diesem kleinen Funken in mir, der sagt: „Weiter.“

Der Regen hat aufgehört, die Welt draußen glänzt nass und neu, als hätte sie gerade erst begonnen.

Ich ziehe mit dem Finger eine Linie durch das beschlagene Fenster, einen schmalen Weg zwischen zwei Welten.

Ich weiß nicht, wohin er führt. Aber vielleicht ... vielleicht reicht das erst einmal.

© Jara Braun

1. Preis
Kurzgeschichten-
Wettbewerb

ANGELL Akademie, 12/25



Gestohlene Identität

Der Flug nach Barcelona war ruhig gewesen, doch alles änderte sich am Gepäckband. Zwei schwarze Koffer, beide ohne auffällige Merkmale. Ein kurzer Blick, ein schneller Griff – und schon war der Fehler passiert.

Erst im kleinen Hotelzimmer bemerkte ich es. Ich wusste sofort, dass etwas nicht stimmte, als ich den Koffer öffnete. Nicht wegen der blonden Perücke oder der braunen Cowboy-Stiefel. Nicht einmal wegen der Champagnerflasche, die noch kalt war, als hätte sie erst vor Minuten jemand hineingelegt.

Es war dieses Gefühl. Als würde ich einen fremden Atemzug in meinem Nacken spüren.

Ich schob die Gegenstände zur Seite, suchte nach irgendetwas, das mir erklärte, wem dieser Koffer gehörte. Doch es gab keinen Namen.

Keine Tickets. Kein Hinweis. Nur ein leeres Fach, in dem ein feiner, süßlicher Duft hing. Ich hätte zur Rezeption gehen

sollen. Doch mein Blick blieb an der Perücke hängen. Ein verrückter Gedanke schob sich in meinen Kopf, einer, den ich

die falsche Identität finden, um die richtige loszuwerden. Bevor ich wusste, was ich tat, stand ich auf Barcelonas Stra-



nie laut ausgesprochen hätte. Vielleicht darf man manchmal

ßen. Die Perücke juckte, die Stiefel drückten, aber ich fühlte mich seltsam leicht. Befreit.

Die Lichter der Stadt verschmolzen zu einer warmen Unschärfe, und niemand schien zu merken, dass ich nicht die war, die ich vorgab zu sein, welche auch immer das war.

Menschen schauten mich an, als erkannten sie mich. Manche nickten, andere schienen überrascht. Ein paar lächelten, als wollten sie etwas sagen, entschieden sich aber anders. Jedes Mal, wenn ich einen Blick auffing, spürte ich ein seltsames Ziehen in der Brust. Erwartung oder Warnung. Ich konnte es nicht unterscheiden.

Als ich an einem schmalen Platz vorbeiging, hörte ich jemand flüstern: „Sie ist zurück.“

Ich blieb stehen. Suchte nach der Stimme. Niemand schien zu sprechen. Der Abend wurde schwerer, dichter, als würde die Stadt mir langsam etwas verraten wollen. Eine Wahrheit, die mir nicht gehörte.

Das war der Moment, in dem ich wusste: Ich muss gehen. Ich rannte zurück zum Hotel, riss mir die Perücke vom Kopf und versteckte den Koffer unter dem Bett, als könnte sie mich sehen.

Ich schlief kaum. Als ich am Morgen aufwachte, lag ein Zettel vor meiner Tür. Kein Name, nur ein Satz, hastig hingekritzelt:

„Die Fassade ist gefallen. Was bleibt, bist du.“

Ich sah mein Spiegelbild im dunklen Fensterglas. Kein Kostüm, keine Maske.

Trotzdem erkannte ich mich nicht mehr richtig. Denn zum ersten Mal verstand ich: Manche Rollen hinterlassen Spuren, selbst wenn man sie abgelegt hat.

© Thalia Riccardi

2. Preis
Kurzgeschichten-
Wettbewerb
ANGELL Akademie, 12/25



Schwäne



Und wieder mal, der Wecker klingelt, mein Kopf auch. Aufstehen, fertig machen, alles mit Gedanken im Kopf, die nicht aufhören zu kreischen. Was soll ich anziehen? Was denken sie wohl, wenn ich das anziehe? Oder das?

Mein Kopf ist wie ein Koffer, der vor Monaten nur schnell gepackt wurde, um so schnell wie möglich abzuhaufen. Ich wünschte nur, er würde sich schließen, nur ein Klicken, ein Einrasten.

Ich muss perfekt sein. Keine Unordnung mehr.

Auf dem Weg zur Schule fühlt es sich langsam so an, als würde die Unordnung überquellen. In der Schule reden alle Mitschüler, aber ich höre alles nur noch gedämpft.

Mein Lehrer erklärt lineare Funktionen, aber ich höre nicht hin. Nur noch Erwartungen in meinem Kopf. Du musst performen, gute Noten schreiben, sonst bist du nichts wert.

Wie jeden Tag gehe ich nach der Schule zum See. Wie jedes Mal, derselbe Weg. Doch heute ist etwas anders. Auf dem Weg zu meiner Bank sehe ich eine Frau zeichnen. Sie zeichnet einen schönen See mit allen schönen Schwänen darauf.

Etwas Vertrautes in meiner Tasche, ich reibe es zwischen meinen Fingern hin und her.

Ich wäre auch gern ein Schwan, keine Gedanken, die Erwartungen von anderen nicht zu erfüllen, den ganzen Tag auf dem Wasser gleiten und ab und zu den Kopf ins Wasser strecken. Einfach Schwan sein.

Ich schlucke, als die Kälte durch meinen Hals schießt.

Ich setze mich auf die Bank und meine Gedanken werden ruhiger. Ich schaue den Schwänen zu und der Frau, wie sie malt.

Sie ist so ruhig, nur zeichnen, keine Gedanken im Kopf. Nur Schwäne malen. Was würde ich malen? Was würde ich tun, mit Stift und

Papier in meinen Händen?

Ich spüre den kalten Herbstwind an meinen Ohren und die kleinen Wellen ziehen über das Wasser. Die Natur ist so schön, dass sie meine Gedanken ruhiger werden lässt.

Der zerümpelte Koffer in meinem Kopf leert sich langsam.

Ich laufe auf das Wasser zu, es fühlt sich schön an. 7 Minuten. 17 Geburtstage, 17 Weihnachten, 100 schöne Momente strömen durch meinen Kopf.

Es ist ungewohnt, es fühlt sich so an, als würde der Koffer sich endlich schließen können. Meine Gedanken sind ruhig. Nur noch schöne Schwäne und kalte Luft um mich herum, dann ein Klicken. Es fühlt sich schön an, wie der Wind durch mein Gesicht bläst.

© Anemone Blum

3. Preis
Kurzgeschichten-
Wettbewerb
ANGELL Akademie, 12/25

